

Suhrkamp Verlag

Leseprobe



Desnoes, Edmundo
Erinnerungen an die Unterentwicklung

Roman
Aus dem Spanischen von Gisbert Haefs

© Suhrkamp Verlag
Bibliothek Suhrkamp 1435
978-3-518-22435-9

SV

Band 1435 der Bibliothek Suhrkamp

Edmundo Desnoes
Erinnerungen an
die Unterentwicklung

Roman
Aus dem Spanischen
von Gisbert Haefs

Suhrkamp Verlag

Die Originalausgabe erschien 1965 in Havanna
unter dem Titel *Memorias del subdesarrollo*.

© Edmundo Desnoes, 1965

Der Übersetzung liegt die 2006 im Verlag Mono Azul Editora, Sevilla,
erschienene Ausgabe zugrunde.

© Mono Azul Editora y Edmundo Desnoes, Sevilla 2006

© der deutschen Ausgabe Suhrkamp Verlag Frankfurt am Main 2008

Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das der Übersetzung,
des öffentlichen Vortrags sowie der Übertragung
durch Rundfunk und Fernsehen, auch einzelner Teile.

Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form
(durch Fotografie, Mikrofilm oder andere Verfahren)
ohne schriftliche Genehmigung des Verlages reproduziert
oder unter Verwendung elektronischer Systeme
verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

Satz: Hümmer GmbH, Waldbüttelbrunn

Druck: Druckhaus Nomos, Sinzheim

Printed in Germany

Erste Auflage 2008

ISBN 978-3-518-22435-9

Erinnerungen an die Unterentwicklung

Jene Völker erscheinen mir daher so barbarisch,
weil sie sehr wenig Formung des menschlichen
Geistes erfahren haben und noch sehr nah an
ihrer ursprünglichen Schlichtheit sind.

Michel de Montaigne

Im Marxismus findet die bourgeoise Philosophie
die Mittel ihrer eigenen Vernichtung; aber
die Vernichtung umfängt die Bewegung selbst,
sobald diese ihr Ziel erreicht, und da es
Vernichtung ist, vernichtet es sie.

Tran-Duc-Tao

Ich bin nicht der ich bin; ich bin ein anderer.

José Triana

Alle, die mich geliebt und bis zur letzten Minute genervt hatten, sind jetzt fort. Zuerst wollte ich weglaufen, sobald ich die Alte geküßt hatte – Laura wollte mir nicht einmal die Hand geben –, aber dann beschloß ich, auf die Aussichtsplattform zu gehen und bis zum Schluß zu bleiben. Das Flugzeug setzte sich träge in Bewegung und rührte über die Piste; danach verlor es sich lautlos in der Luft.

Die Wange meiner Mutter war feucht und gepudert, als der Vater mich umarmte; sein schwerer blauer Mantel fiel dabei auf den Granitboden, und sie verbrachte die restliche Zeit damit, ihn nervös auszuklopfen. Ich glaube, daß Laura teilweise bedauerte, mich verlassen zu haben. Da oben im Norden wird sie natürlich arbeiten müssen, bis irgendein Macker beschließt, sie zu heiraten – sie ist immer noch hübsch, und sie ist ein guter Kerl –, und sie aushält, wie ich sie ausgehalten habe. Außerdem glaube ich, daß sie mich geliebt hat. Auf ihre Art. Sie konnte nicht mehr geben, als sie gegeben hat. Und sie wird sich an mich erinnern, da bin ich sicher, während sie sich mit Arbeiten abmüht. Sobald ihre Probleme gelöst sind – und viele hat sie nicht –, wird sie mich vergessen. Das ist alles. Was Laura vom Leben erwartet, ist Bequemlichkeit und ein bißchen Romantik. Das arme Schwein war ich, habe gearbeitet, um sie auszuhalten, als wäre sie in New York oder Paris geboren – und als *bourgeoise*, wie man heute bei uns sagt – und nicht auf dieser unterentwickelten Insel. Und was ich an Talent besitze, habe ich all diese Jahre vergeudet, indem ich sie unterhielt und in zivilisierte Länder mitnahm und versuchte, ihr Kultur zu verpassen, wobei ich mir ungeheure Mühe gab, damit unsere Beziehung nicht zu »mein Schnuckelschätzchen« und gegenseitigen Vor-

würfen verkam. Es ist mir gelungen, sie dazu zu bringen, daß sie sich anständig anzog und amerikanische und französische Romane las . . . , aber das war nicht das, was ich eigentlich wollte. Sie ist ein Tierchen, und ich bin ein ziemlicher Arsch. Ein Luxustierchen.

Ich freue mich, daß ich allein in der Wohnung zurückgeblieben bin, ohne Familie und fast ohne Freunde auf Kuba. Ich ziehe nicht um, ich gehe nicht. Pablo ist der letzte enge Freund, der mir hier bleibt, und er sagt, er versucht die Papiere zusammenzukriegen, um abzuhaufen. Ich freue mich, weil das, was ich da aufgeführt habe, doch alles nur Theater war: Weder hat mir die Eleganz meiner Frau etwas bedeutet, noch liebe ich meine Eltern, noch hat es mich interessiert, der Vertreter von Simmons auf Kuba zu sein – ich bin nicht dazu geboren, Möbel herzustellen und zu verkaufen –, noch haben meine Freunde mehr getan, als mich zu langweilen.

Im Moment mag ich nicht mehr schreiben; in Wahrheit fühle ich mich schlecht, traurig mit meiner neuen Freiheit-Einsamkeit.

Ich habe keine Lust, irgend etwas zu tun. Ich sitze hier vor der Schreibmaschine, weil mir von so viel Schlafen schon der Kopf wehtut. Ich fühle mich wie von Schlaf berauscht. Seit Jahren sage ich mir, wenn ich Zeit hätte, würde ich mich hinsetzen und ein Buch mit Erzählungen schreiben und ein Tagebuch führen, um herauszubekommen, ob ich denn nun ein oberflächlicher oder ein tiefgründiger Typ bin. Man hört nämlich nie auf, sich selbst zu täuschen. Und wir können nur das Leben oder die Lüge schreiben, die wir wirklich sind. Jetzt habe ich Lust, mich wieder ins Bett zu legen. Ich gehe.

Wie soll ich erklären, was ich heute empfinde? Es ist, als ob ich inwendig zerbröckelte; als wäre die Einsamkeit ein Krebs, der mich auffrißt. Das ist jetzt nicht zu sehen, wenn ich die Haut auf meinem Arm betrachte oder mein Gesicht im Spiegel; alles läuft innen ab. Wörter helfen nicht. Ich fühle mich so schlecht, daß ich weder reden noch schreiben mag. Heute muß ich hinaus, auf die Straße. Durch Havanna spazieren; Bewegung sehen, andere Dinge, Leute. Laura? Eigentlich liebe ich niemanden. Nicht einmal die Tasten, auf die ich hämmere, haben etwas mit mir zu tun, sie verstehen mich nicht, lehnen mich ab. Wie schlecht ich mich fühle!

Ich habe mir eben die Zehennägel geschnitten. Inzwischen bin ich davon überzeugt, daß ich ein hoffnungsloser Egoist bin. Fast eine halbe Stunde habe ich mit meinen Nägeln zugebracht, mit den Händen meine deformierten Zehen gehalten. Sie haben mir keinen Abscheu eingeflößt, dabei genügt es mir, irgend jemandes Fuß zu sehen – selbst wenn es sich um eine schöne Frau handelt –, daß mir ganz übel wird. Und trotzdem bewirken meine Füße bei mir keinen Ekel. Und das, obwohl sie den ganzen Tag in ein enges Paar Schuhe eingequetscht verbringen und in Socken gesteckt schwitzen. Und man geht ja mit den Füßen. Wenn man sich auf die Füße konzentriert, sieht man, daß man noch ganz nah am Tier ist. Vielleicht ist der gebogene Spann das einzig Attraktive. Manche Frauen haben einen sehr spirituellen Spann. Plattfüße sind wie Saugnäpfe. Die winzigen verkümmerten Zehen sind das Unangenehmste an unserem Körper. Eigentlich müßten alle sie sich abschneiden. Zu dumm, daß wir dann das Gleichgewicht verlieren würden. Ob wir wohl gehen könnten, ohne zu fallen, wenn man uns die verkümmerten Zehen amputierte?

Es tut gut, sich zu bewegen: die Beine bewegen, den Körper, die Augen, die Erinnerungen, alle Sinne . . . So bin ich mit der Einsamkeit und Trübsal fertig geworden, die auf mir lasteten. Ich bin an die drei Stunden durch Havanna gestreift. Als ich sah, wie die Leute spazieren, sich unterhalten, den Bus nehmen, rufen, lächeln, Kaffee trinken, habe ich begriffen, daß mein Trübsinn dämlich war.

Dann habe ich begonnen, die Frauen zu beobachten. Alle, die mir dort begegneten, wo ich herumging. Besonders ungewöhnlich an der Kubanerin ist, daß sie einem immer in die Augen schaut; sie schreckt nie davor zurück, sich von Blicken berühren zu lassen und einen mit Blicken zu berühren.

Das ist mir in Europa nie geschehen, auch nicht in den USA.

Dort wollen alle für sich bleiben. In New York und Paris habe ich versucht, den Frauen in die Augen zu sehen, aber das bringt nichts. Sie schauen einen an, wie man eine Fußgängerampel anstarrt. Die Italienerinnen schauen vielleicht ein bißchen mehr hin. Das ja, aber nie so offen und lange wie die Kubanerinnen.

Ich bin in eine Buchhandlung an der Calle Galiano gegangen, neben dem Kino América, um mich umzusehen. Ich fand eine junge Mulattin, mit langen dünnen Beinen, aber einem wunderbaren Gesicht. Sie hat mehr mich angeschaut als die Platten, in denen sie wühlte. Ich habe den Gleichgültigen gespielt, obwohl ich innerlich zu glimmen begann. Schließlich hat sie etwas gekauft und ist gegangen. Ich habe nicht mit ihr geredet, sie nicht mit mir. Als sie ging, hätte ich Lust gehabt, das Spielchen weiterzutreiben, um zu sehen, was passieren könnte.

Ich brauchte einen Taschenkamm. Beim Hinsetzen im Bus war meiner zerbrochen. Ich hatte die beiden Stücke in der

Tasche, zusammen mit dem Taschentuch. Ich weiß es noch gut, weil ich ihn mehrmals herausziehen wollte, um mich zu kämmen, und dann war es mir peinlich, ein Stückchen Kamm herauszuziehen. Ich fragte in mehreren Läden nach einem Kamm, und immer hieß es: »Gibt es nicht.« Ich ging in einen *tencén**, und auch da nichts, »ausgegangen«. Daß so blöde Kleinigkeiten zum Leben fehlen!

Zur Zeit gibt es keine Erfrischungsgetränke. Ich habe mir nie überlegt, daß die Getränkeproduktion zum Erliegen kommen könnte, weil es keine Korken gibt, um die Flaschen zu verschließen. Diese Scheißkorkstückchen, die ich als Junge aus den Kronkorken gefummelt habe, um die dann mit dem Hammer plattzuklopfen, mit einem Nagel zwei kleine Löcher hineinzumachen und daraus mit einem Faden eine kleine Scheibe zu basteln, die schneiden und sich drehen konnte. Eines Tages hätte ich mir beim Spielen damit fast einen Finger abgeschnitten. Weder damals noch später habe ich je wirklich daran gedacht, daß ein Land so viele unbedeutende Dinge braucht, um zu funktionieren, ohne daß man etwas bemerkt. Heute bemerkt man alles, wir baumeln lebend über einem Abgrund; die nahezu unendliche Menge von Einzelheiten, die man kontrollieren muß, damit alles natürlich fließt, ist niederschmetternd. Die schlimmste Strafe, die man jemandem auferlegen könnte, wäre es, eine Liste zu erstellen – man stelle sie sich vor – mit all den Dingen, die man in den kommunistischen Ländern kaufen muß, jetzt, da die USA nichts herausrücken und auch nicht sagen, wo es etwas gibt. Unsere Leute haben keine Ahnung, in was für eine Klemme sie sich begeben haben.

Nirgendwo konnte ich einen Kamm finden. Aber das diente mir als Ausrede, um durch ganz Havanna zu laufen. Beim

* Anmerkungen am Ende des Bandes

Spazieren habe ich mir vorgestellt, ich könnte mir die Frau aussuchen, die mir gefällt. Ich habe sie angesehen und fühlte, daß ihnen klar war, daß ich solo war, verfügbar; daß ich gut aussah, ein intelligentes Gesicht hatte und sogar genug Geld, um Beziehungen nicht schäbig werden zu lassen. Im Grunde bin ich ein typischer Scheißkubaner! Ich habe mir etwas vorgemacht; niemandem war auch nur das geringste klar. Die Frauen sahen mich an, wie sie mich immer angesehen haben; das Ganze hatte ich mir lediglich eingeredet. Ich machte mir etwas vor, wie ich mir immer etwas vorgemacht habe. Niemandem konnte klar sein, daß ich solo war, daß meine Frau mich verlassen hatte; daß ich trübsinnig und verloren auf den Straßen eine Partnerin suchte.

Seit El Encanto niederbrannte, ist die Stadt nicht mehr, was sie einmal war. Havanna wirkt heute wie eine Stadt im Hinterland: Pinar del Río, Artemisa oder Matanzas. Es hat nichts mehr vom Paris der Karibik, wie die Touristen und die Huren es nannten. Heute ähnelt es eher einer Hauptstadt in Mittelamerika, einer dieser toten, unterentwickelten Städte wie Tegucigalpa oder San Salvador oder Managua. Nicht nur, weil sie El Encanto abgerissen haben und es in den Läden nur wenige gute Sachen zu kaufen gibt, kaum hochwertige Konsumartikel. Es liegt auch an den Leuten; heute sind alle, die man auf den Straßen sieht, heruntergekommen, kleiden sich schlecht, kaufen alles, was sie sehen, auch wenn sie es nicht brauchen. Heute haben sie ein bißchen Geld und geben es für etwas X-Beliebiges aus; tatsächlich geben sie sogar zwanzig Pesos für einen Nachttopf aus, wenn der nur in einem Schaufenster steht. Man sieht, daß sie nie etwas Gutes gehabt haben. Alle Frauen wirken wie Dienstmädchen und alle Männer wie Arbeiter. Nicht alle, aber fast.

Ich kam müde nach Hause und legte mich mit dem Roman

von Eddy ins Bett. Den hatte ich in La Época gefunden. Ich werde nichts dazu sagen, bis ich ihn beendet habe.

Eigentlich wollte ich immer das Datum und die Stunde vermerken, wenn ich mich hinsetze, um etwas zu schreiben. Eben bin ich ins Wohnzimmer hinuntergegangen, um die Zeitung von heute zu suchen; ich konnte sie nicht finden, wahrscheinlich hat das Hausmädchen sie mitgenommen. Jetzt sage ich mir: Das Datum vermerken ist dämlich, hat keinen Sinn. Heute ist für mich genau wie jeder andere Tag, der vergangen ist oder kommen wird – *Feeling tomorrow just like I feel today . . . I hate to see that evening sun go down.*

Ich habe alle Daten gestrichen. Wenn sich etwas verändert, wird man es schon daran sehen, was ich notiere. Ich muß nicht nachts schlafen und auch nicht morgens zur Arbeit gehen. Die Zeit ist jetzt eine Laune. Wie viele Konventionen man doch akzeptiert, ohne sich zu fragen, ob es sich überhaupt lohnt, sie zu wahren!

Gestern bin ich endlich den ganzen Tag im Hause geblieben. Noemí ist nicht gekommen. Es ist ein seltsames Gefühl für mich, durch die Zimmer zu wandern; das Haus verwandelt sich langsam in eine Höhle. Zwischen seinen Wänden fühle ich mich gleichzeitig geschützt und ausgesetzt. Es ist eine Echokammer, wenn auf der Straße Busse und Autos vorbeifahren, besonders die Druckluftbremsen der Busse, das klingt wie die Klage, der Protest des Motors. So etwas zu denken ist Blödsinn. Maschinen beklagen sich nicht. Zwar wohne ich im vierten Stock, aber ich fühle mich wie unter der Erde. Manchmal glaube ich, es liegt an der Art, wie die Wohnung gebaut ist; dann wieder glaube ich, es liegt an mir. Da es eine zweigeschossige Wohnung ist, fühle ich mich im Wohnzimmer, als steckte ich in einem Brunnen.

Das Frühstück mache ich mir inzwischen wie ein Automat. Kaffee, Kondensmilch, Toast. Heute morgen habe ich so laut gerülpst, daß ich überrascht zusammengezuckt bin, als ich den Kaffee getrunken hatte und vom Fenster aus die Dächer von Vedado und das Meer betrachtete. Ich werde allmählich zum Tier. Da niemand im Haus ist, brauche ich mir nichts zu verkneifen. Ich erinnere mich, wie mein Vater an Sonntagen allein vor der Haustür furzte und rülpste. Wie schön, daß ich sonntags die Alten nicht mehr besuchen muß!

Ich kann nicht zulassen, daß mir das noch einmal passiert. Es ist zwar niemand im Haus, aber ich muß mich wie ein zivilisierter Mensch benehmen. Es wäre mir furchtbar peinlich, wenn jemand meinen Rülpser gehört hätte – wie von einem vollgefressenen Tier. Das Rülpfen eines Greises, der längst die Beherrschung über seinen Körper verloren hat.

Ich lasse fast alles in den Schubladen, ganz so, als lebte sie noch immer hier mit mir. Ich weiß noch nicht, ob ich alles wegwerfen oder hierlassen soll; ich bin nicht sicher, ob ihre Sachen mich beruhigen oder erschrecken. Ich habe die große breite Schublade der Kommode geöffnet und eine Weile wie ein Trottel davorgestanden, diese ganze Scheiße betrachtet, ohne etwas anzurühren. Ich verstehe nicht, warum sie nicht vor der Abreise alles zusammengepackt oder einer Freundin gegeben oder dem Dienstmädchen geschenkt hat. Alles, bloß nicht ihre Sachen hierlassen, als läge sie in diesem Moment noch im Bett und läse *Die Ballade vom traurigen Café*, das Buch, das sie auf dem Nachttisch gelassen hat.

Ich hätte alles weggeschmissen. Mir ist es unbehaglich, irgend etwas hinter mir zurückzulassen, Spuren, irgendeinen Gegenstand, den die anderen benutzen könnten, um über mich zu urteilen, mich zu vernichten. – Ich möchte, daß nur

die Ordnung bleibt, die ich meinen Dingen gegeben habe. Ich, wie Montaigne sagte, weiß mehr als jeder andere über mich.

Laura sieht das nicht so. Ich habe achtzehn verschiedene Lippenstifte gezählt. Und das bei ihr, die immer sagte, in Havanna gäbe es nichts mehr! Nicht zu reden von denen, die sie bestimmt mitgenommen hat. Einige waren beinahe abgenutzt, aber es gab auch neue. Ich habe einen auf- und wieder zugedreht, und ich finde, es gibt nichts Obszöneres als einen Lippenstift. Die Namen der Farben sind allerdings exotisch: *Black Magic*, *Café Espresso*, *Mango Sherbet*, *Pink Champagne*, *Aqua Rosa*, *Pastel Red*, *Chianti* ... Farbtöne mit leicht verschiedenen Nuancen. Ich habe nie wirklich darauf geachtet, wie sie den roten Ton ihrer Lippen in Übereinstimmung mit der Tageszeit und ihrer Kleidung änderte. Ich habe es nicht bemerkt. Manchmal habe ich es wohl gesehen; aber im allgemeinen war ich blind. Ich habe nie wieder den Geschmack von Lippenstift so genossen wie damals, als ich jung war und ein Mädchen küßte oder Gloria, meine erste Freundin. Ich glaube, was mich an gefärbten Lippen am meisten erregte, waren die Textur und der Geschmack. Wenn ich abends nach Hause kam und in meinem Zimmer das rotgefleckte Taschentuch betrachtete, kriegte ich beinahe immer eine weitere Erektion.

Sie hat all den chinesischen Schmuck zurückgelassen, den sie zuletzt immer anschnupperte, wenn sie einkaufen ging. Sie sagte, das sei das einzig Neue, das es in Havanna gebe. Ich glaube auch nicht, daß man sie all ihren Schmuck hätte mitnehmen lassen, denn ich sah, daß sie sogar eine ihrer Perlenketten zurückgelassen hat; mir scheint, dies war der einzige Schmuck, bei dem ich sie überzeugen konnte, daß sie ihn regelmäßig tragen sollte. Ich glaube, daß tatsächlich ich

es war, der ihr beigebracht hat, die Schlichtheit der Perlen zu schätzen. Ach Scheiße!

Zwischen den Fingern rieb ich ein Paar Strümpfe, das sie zurückgelassen hat, und hörte mit Wonne das Knistern der synthetischen Fasern, ganz wie wenn ihre Beine einander beim Gehen streiften. Dann nahm ich eine Haarnadel und porkelte mir damit im Ohr, wobei ich zuerst Schmalz herausholte und mich dann einfach nur kratzte, bis ich das Arschgesicht sah, das ich aufgesetzt hatte, als ich mich da im Spiegel der Kommode betrachtete. Das Weiße der verdrehten Augen war zu sehen, wie bei Mystikern oder Verliebten.

Ich bin zu dem Schluß gelangt, daß ich gern ihre Sachen so in den Schubladen und die Kleider im Schrank und die darin herumliegenden Schuhe sehe. Es ist fast, als ob ich sie noch hier hätte. Eigentlich bestand sie aus all den Dingen, die sie trug und hegte. Die Gegenstände, die sie umgaben, die sie verwendete, waren so sehr ein Teil von ihr wie ihr eigener Körper. Gegenstände sind weniger undankbar als Personen. Sie hat auch ein vulgäres Chanel Nr. 5 zurückgelassen. Laura war die Summe all dieser Dinge. Mit all dem, was sie mir hinterlassen hat, könnte ich sogar wieder mit ihr Sex haben.

Das einzige, was mich wirklich ärgert, ist, daß sie die römische Münze zurückgelassen hat. Bei der habe ich mich geirrt: Sie hat ihr nie gefallen. Als ich ihr die grün angelaufene, abgegriffene Münze zum erstenmal zeigte, hat sie zwar eine Grimasse geschnitten, von der ich nicht sagen konnte, ob sie Abscheu oder Überraschung ausdrückte. Aber jetzt weiß ich, es war Abscheu. Als ich sie in Rom einfassen ließ, sind wir zusammen zu einem Juwelier der Via Veneto gegangen, um sie abzuholen. Und ich habe sie ihr um den Hals gehängt,

während sie selbst sich das Haar im Nacken anhob. Wie sagte mir einmal dieser bigotte Italiener? »*La sensualità provocata della donna ... una delle prime cause della putrefazione e morte dell'anima.*« Oder so ähnlich.

Auf der einen Seite sieht man eine weibliche Gestalt; die Falten der Tunika sind noch gut zu erkennen. Auf der anderen Seite zeigt sie das Profil eines Kaisers. Ich habe mir nie die Mühe gemacht, festzustellen, aus welcher Zeit sie stammt und wieviel sie wert ist. Ich habe einen Haufen Lire bezahlt ... Sie hat mir einfach gefallen, und ich habe an die Hunderte von Menschen gedacht, die die Münze benutzt hatten und nun tot waren; fast bildete ich mir ein, einen römischen Sklaven zu sehen, der auf dem Markt Aale kauft.

Das hat mich am meisten gestört: zu sehen, daß sie die römische Münze hiergelassen hatte. Gegenstände ziehe ich Personen vor. Daher fühle ich mich nicht so einsam im Haus: die Stühle, die Bücher, das Bett, die sauberen Laken, der Külschrank, die Badewanne mit kaltem und warmem Wasser, der Zucker, der Kaffee, die Bilder und alles, was in den Zimmern verteilt ist – all das leistet mir Gesellschaft.

Ich habe Pablo getroffen. Er ist so mies wie dieser Satz kurz. Ich habe Pablo getroffen. Am meisten quält mich, daß ich mich mit fast allen unwohl fühle. Die Leute kommen mir von Tag zu Tag dümmmer vor; dabei bin ich jetzt nicht intelligenter. Und wenn man bedenkt, daß wir mehr als fünf Jahre lang dauernd zusammen waren! Esther, seine Frau, hat immer wenig geredet und viel geschaut; dafür habe ich sie gemocht. Wir vier haben dauernd etwas zusammen unternommen: zweimal pro Woche sind wir abends ins Kino gegangen, freitags abends in irgendeinen Nachtclub, und den Samstag und Sonntag haben wir am Strand verbracht. Es zählte nur,

sich nicht zu langweilen. Ich sehe schon, wenn ich jetzt zurückblicke, daß ich meine Zeit elend vergeudet habe.

Ich glaube, wir sind deswegen zusammen ausgegangen, weil Pablo morbide Filme mochte, wie *Rashomon*, *Der Schnee war schmutzig* und *Plötzlich im letzten Sommer*, und weil er ein beeindruckendes Talent hatte, die Fehler der Leute zu sehen. Vor allem deswegen. Das Wochenende am Strand haben wir damit verbracht, im Sand zu liegen und die Leute zu kommentieren. Ich werde nie vergessen, was er eines Tages sagte, als Anita Mendoza vorbeikam und ihn nicht grüßte. »Kannst du dir das vorstellen? So hübsch sie ist, hat Anita den Bauch voll schwarzer Bohnen. Ich habe sie heute auf der Terrasse essen sehen.« So oft ich eine schöne Frau sehe, kann ich es mir nicht verkneifen, ihr verstohlen auf den Bauch zu schauen und mich zu fragen: Was wird sie wohl heute gegessen haben?

Wenn es auch wie ein Witz klingt, war das doch der Todesstoß für meine romantische Sicht der Liebe, bis hin zur fleischlichen Liebe. Wenn es statt schwarzer *frijoles* – man stellt sie sich immer schwer und höllisch scharf vor – mit Trüffeln gefüllte Ente gewesen wäre oder eine Fasanengalantina, Lachs, ein Käsesoufflé, was weiß ich, ein Apfelkuchen oder Himbeergelatine, alles, nur nicht schwarze *frijoles*, hätte es nicht meine Weltanschauung zerstört.

Schmackhaft, wenn auch noch nicht zivilisiert, so ein guter Teller schwarze *frijoles*. Das passiert mit allem, was uns umgibt: Es ist in der Unterentwicklung versunken. Sogar die Empfindungen des Kubaners sind unterentwickelt: Seine Freuden und Leiden sind ursprünglich und unmittelbar, noch nicht von Kultur verfeinert und überwuchert. Die Revolution ist das einzige Komplizierte und Ernsthafte, was den Kubanern zugefallen ist. Aber von hier bis zu dem Punkt,